

Aus:

LUCA DI BLASI

Der weiße Mann

Ein Anti-Manifest

Oktober 2013, 112 Seiten, kart., 18,99 €, ISBN 978-3-8376-2525-7

Der Dominanzverlust weißer Männer, so begrüßenswert er ist, birgt Sprengstoff. Dazu gehört die Versuchung, Dezentrierung mit Marginalisierung und Privilegienabbau mit Diskriminierung zu verwechseln und sich am Ende als »Opfer der Opfer« zu bemitleiden. Die Attentate von Anders Breivik haben Gefahren einer sich bedroht fühlenden Männlichkeit sichtbar gemacht. Die Selbstreflexion weißer Männer ist seither überfällig. Sie ist aber auch heikel. Als Privilegierte können sie sich nicht in gleicher Weise thematisieren wie jene, die sich an die Ränder einer von ihnen beherrschten Welt verwiesen sehen. Die Freilegung des Dilemmas, in dem sich weiße Männer heute befinden, eröffnet einen Ausweg jenseits von Selbstmitleid und Selbstüberhebung.

Luca Di Blasi (Dr. phil.), Philosoph und Publizist, ist wissenschaftlicher Assistent des Direktors im ICI Kulturlabor Berlin.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts2525/ts2525.php

Inhalt

Einleitung | 7

1. Schnittmengen | 11
2. Die weißen Heten | 17
3. Aufbruch nach Pandora | 21
4. Der Mann ohne Eigenschaften | 27
5. This eye fucks the world | 33
6. Ressentiment von oben | 41
7. White Trash | 51
8. Islamophobe Allianzen | 55
9. A strong horse and a weak horse | 59
10. Das Problem der Ausnahme | 65
11. Die Letzte der Minderheiten | 73
12. Transpartikularismus | 81
13. Versöhnende Spaltung | 89

Postskriptum | 99

Bibliographie | 101

Danksagung | 107

Zum Autor | 109

Einleitung

Wie können weiße Männer über sich nachdenken – und warum ist das so schwierig?

Diese Frage bildet den Ausgangspunkt des vorliegenden Buches. Gerade weil weiße Männer in vielfacher Hinsicht privilegiert und geschont erscheinen, gerade weil sie vom Zentrum kommen, können sie sich nicht in gleicher Weise thematisieren wie jene, die sich lange Zeit an die Ränder einer vom ›weißen Mann‹ beherrschten Welt verwiesen sahen. Gerade weil mit den weißen Männern eine spezifische Geschichte der Dominanz verbunden ist, erscheint jede Selbstreflexion, die sich nicht auf eine Selbstkritik beschränkt, per se problematisch und verdächtig.

Sogar die Selbstkritik kann noch beargwöhnt werden. »Macho, weiß, von gestern«, »Ade, weißer Mann« (*Zeit*), »Die Krise des weißen Mannes« (*Spiegel*), »Weißer Mann, was nun?« (*Welt*) titelten deutsche Medien 2012 nach der Wahlniederlage Mitt Romneys. Das klingt schonungslos. Doch gehört diese Art der Daueralarmierung nicht auch zur Geschichte des weißen Mannes? War eines seiner bisherigen Erfolgsgeheimnisse nicht gerade die *Selbstmobilisierung durch Abstiegsängste*?

Das bedeutet nicht, dass solche Ängste gegenstandslos wären. Die neue Runde der (Selbst-)Hysterisierung weißer Männer seit den US-Wahlen basiert auf Fakten. Nachdem Barack Obama zum zweiten Mal einen weißen Gegenkandidaten besiegte und dabei die große Mehrzahl der Frauen sowie der Nicht-Weißen und anderer Minderheiten für sich gewann, verfestigte sich der Eindruck, dass

es weiße männliche Kandidaten zunehmend schwer haben werden, eine Mehrheit hinter sich zu vereinigen.

Der Aufstieg nicht-westlicher Staaten und Regionen, die Emanzipation der Frauen, Veränderungen in der Arbeitswelt haben weit über die USA hinaus Einfluss auf die Stellung des weißen Mannes. Mit dem schleichenden Bedeutungsverlust gehen immer neue und immer lauter werdende Kritikwellen einher, die weißen, heterosexuellen Männern die Quittung für Jahrhunderte des Rassismus, des Kolonialismus, der Sklaverei, der Frauendiskriminierung, der Homophobie präsentieren.

Der weiße Mann müsse sich »neu erfinden«, heißt es. Die Forderung, sich endlich »als einen unter anderen zu sehen und nicht als den einen über allen« (*Zeit*), ist allerdings leichter erhoben als befolgt. Wie genau soll das denn gehen? Sollen sich weiße heterosexuelle Männer beim nächsten Berliner *Karneval der Kulturen* um einen eigenen Stand bewerben?

Eine Reflexion der spezifischen Lage weißer Männer ist überfällig. Der Prozess ihrer Dezentrierung, so begrüßenswert dieser auch ist, eröffnet nämlich nicht nur den Ausblick auf eine gerechtere Welt, sondern birgt auch Sprengstoff. Dazu gehört besonders die Versuchung weißer Männer, ihre Dezentrierung mit Marginalisierung und Privilegienabbau mit Diskriminierung zu verwechseln – und sich schließlich als *White Trash*, als Opfer der Opfer zu bemitleiden.

Die blutigen Attentate von Anders Breivik haben Gefahren einer sich bedroht fühlenden Männlichkeit in erschreckender Weise sichtbar gemacht. Der »erste antimuslimische Terrorist« (*Süddeutsche Zeitung*) richtete seine Waffen nicht etwa auf Muslime¹, sondern auf Vertreter eines Multikulturalismus, von dem er sich ausgeschlossen sah. Der Attentäter betrachtete sich als Retter des Abendlands vor dem Islam – und glich sich dabei seinem Phantasma eines hyper-

1 | Mit Nennung der männlichen Funktionsbezeichnung ist in diesem Buch, sofern nicht anders gekennzeichnet, immer auch die weibliche Form gemeint.

virilen Muslim an. Spätestens seit dem Massenmord vom 22. Juli 2011 ist eine Beschäftigung mit der spezifischen Situation weißer Männer im Multikulturalismus unumgänglich.

Das gilt umso mehr, als nicht nur die Konstruktion des frauendiskriminierenden orientalischen Muslim weit über rechtsextreme Kreise hinausreicht und weißen Männern dazu dient, sich als Kämpfer für Frauen- und Minderheitenrechte neu zu erfinden. Von linksextremen *Antideutschen* bis zu rechtsextremen *Identitären* reichen inzwischen antimuslimische Tendenzen, von den politischen Rändern bis in die Redaktionsräume einflussreicher Tageszeitungen.

Auch die Entgegensetzung: weiße Männer hier und alle anderen Gruppen (Frauen, sexuelle Minderheiten, Nicht-Weiße etc.) dort ist keineswegs bloß das Phantasieprodukt paranoider Einzelgänger. Sie ist allgemein verbreitet und wird noch in der scheinbar kritischen massenmedialen Verabschiedung des weißen Mannes immer wieder bestätigt und reproduziert.

Das vorliegende Buch artikuliert einen fortlaufenden Gedankengang – und belohnt von daher konventionell-lineare Lektüregepflogenheiten. Es erkundet Schritt für Schritt Wege und Abwege der Selbstreflexion weißer Männer und gelangt zum Ergebnis, dass die Besonderheit oder das Partikulare derjenigen, die gesellschaftlich in besonderem Maß geschont, privilegiert und dominant erscheinen, genau darin besteht, sich *nicht* ohne weiteres als Gruppe neben anderen Gruppen positionieren zu können. Was weißen Männern immer wieder vorgehalten wurde, dass sie nämlich als Unmarkierte einen Universalismus vertreten würden, ist bis zu einem gewissen Grad für sie alternativlos.

Da dieser ›Universalismus‹ – und das ist das Neue, das dieses Buch vorschlägt – aus der spezifischen Situation weißer Männer entwickelt wird, aus ihrer Unmöglichkeit, sich in zufriedenstellender Weise als Partikularität neben Partikularitäten, als eigene Gruppe neben anderen Gruppen positionieren zu können, werde ich hierfür den Ausdruck *Transpartikularismus* einführen. Dieser Transpartikularismus ist reflexiver, weniger naiv, weniger borniert

auch als das, was gerade von Liberalen normalerweise als Universalismus verstanden wird. Er legt das Paradox offen, das der ›westliche Universalismus‹ schon als Ausdruck in sich birgt und doch nicht thematisiert.

Der Transpartikularismus steht dem Universalismus einiger linker Theoretiker nahe, aber er teilt nicht deren Abneigung gegen einen postmodernen Multikulturalismus. Doch auch gegenüber dem Multikulturalismus führt der Begriff des Transpartikularismus eine entscheidende Differenz ein. Sein Ausgangspunkt ist nämlich genau jene ›Gruppe‹, die aus strukturellen Gründen gerade keine Gruppe im Multikulturalismus bilden kann.

Damit ist auch angedeutet, warum ich dieses Buch im Untertitel ein Anti-Manifest genannt habe. Gerade der vorliegende Gedankengang führte mich zum Resultat, dass sich Manifeste von und für weiße Männer verbieten. Dieses Buch ist in diesem Sinne ein Manifest gegen Manifeste weißer Männer.

Das letzte Buch Michel Foucaults trägt den Titel: *Der Mut zur Wahrheit*.² Wissen und Mut verschränkten auch schon die Aufklärer des 18. Jahrhunderts: Sapere *aude*. Habe den *Mut*, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen. Vielleicht kann man folgenden Zusammenhang behaupten: Nicht, dass alles, was auszusprechen Mut erforderte, deswegen schon wahr wäre, wohl aber, dass das, was *ohne* Mut artikuliert werden kann, ohne Relevanz und in diesem Sinne *unwahr* ist.

Manchen werden die Ergebnisse des vorliegenden Buches nicht gefallen. Bei anderen wird bereits die Umkreisung der Figur des weißen Mannes Verdächtigungen mobilisieren. Ich weiß das, weil dieser Text aus dem Dialog mit einem anhaltenden Selbstverdacht entstanden ist. Argwöhnisch blieb ich gleichwohl auch und gerade gegenüber der Verführung, das Buch so weit zu glätten, dass es schließlich jede Anstößigkeit verloren und seine Publikation keinerlei Mut mehr erfordert hätte.

2 | M. Foucault, *Der Mut zur Wahrheit. Die Regierung des Selbst und der anderen II. Vorlesungen am Collège de France 1983/84*, Berlin: Suhrkamp 2012.